

(Nachdruck verboten.)

4) Erhaltung der Kraft.

Novelle von Timm Kröger.

Eigentlich hätten sie bis zum alten Fährdamm bei dem Bauernhof „Aust“ zurückfahren müssen, Martin aber dachte, warum sollen wir uns vor Menschen zusammen im Wagenstuhl zeigen? Er kannte einen Nichtweg über die Wiesen an der Au längs. Es war nur eine Serbitut, eine Felddienstbarkeit der Nachbarn, und ein halbes Dutzend Mal mußte Martin Uhrhammer absteigen, Schlagbäume und Hecktore zu öffnen und zu schließen. Schließlich kamen sie an den alten Fährdamm.

„Wat blänkert dor?“ fragte Elsbe Wulffen.

„Wat meenst Du?“

„Dat dor.“

Und sie zeigte mit der Hand geradeaus. Die Verlängerung traf ein Schiff im Eiderstrom, aber das meinte sie nicht, sie meinte etwas, das ganz nahe war, sie meinte den Sechtfsee selbst.

Der Sechtfsee ist eigentlich nichts als der zu einem breiten Becken ausgeweitete und vor einem Sandstreifen aufgestaute Auström. Meilenweit läuft der runde Sandrücken vom Stadtfelde her durch die Niederung, seine gelben Wurzeln bilden in der Richtung der Furt in flachem Wasser einen reinlichen, harten, nur hier und da von Prielen durchzogenen Grund. Er ist von einem breiten Schilf- und Binsensaum eingerahmt, und aus Schilf und Binsen leuchtete das Wasser zu Martin und Elsbe herüber. Es glänzte wie dunkler Stahl, zuweilen sprühten Diamanten und Sterne auf. Wie ein frommer, auf breiten Flügeln herabschwebender Engel war ein guter Wind vom Himmel gekommen und hatte, wie zu heiliger Zeit im Teich Bethesda, milde Wellen bewegt. Und vor dem See auf Hans Horns Dultwiese ragte auf dem rund abfallenden Sand eine kleine, windseige, gichtbrüchige Eiche auf. Daran fuhren sie links vorbei und dann hinein — jawohl, in das Wasser hinein.

„Ich erinnere das noch von Vater her, wir wollen es uns aber für künftige Fälle merken,“ sagte Martin. „Links von der Eiche müssen wir hinein.“

Aber sie taten es noch nicht gleich, noch waren die Tiere auf der Hundung des Ufers, noch waren sie auf trockenem Land. Aber der Wind bog Schilf und Binsen nieder, und die Binsen verbeugten sich nach dem Wagen hin und winkten Martin und Elsbe zu, kamen wieder hoch und sagten: „Man immer zu, es ist gar nicht gefährlich.“ — Im breiten, blinkenden Wasser rauschten und flüsternten kleine Wellen auf, und auch die kleinen, blinkenden Wellen ermunterten: „Fahrt nur ruhig hinein!“

Aber Martin Uhrhammer tat es noch nicht, er sagte „Brr!“, hielt noch einmal an und zeigte mit der Peitsche gerade über das Wasser weg.

„Sieh, Elsbe! Ganz hinten, weit weg, da liegt die Käte. Sie hat vergangenes Jahr einen weißen Schornstein bekommen, und das ist gut, so sieht man sie besser. Da fahren wir immer gerade darauf zu, immer quer durch das Wasser, dann sind wir recht.“

Und nun ging's hinein. Erst schnoben die Schimmel ein bißchen; als sie aber merkten, daß sie festen Grund unter den Füßen hatten, da war ihnen die Kühle, die von den Hüfen heraufzog, ganz recht. Nach dem ersten Schritt in den Binsen sah man Linien an der Oberfläche des Wassers, wie sie entstehen, wenn Hechte pfeilschnell davonschießen. Die Räuber haben im Schilf und in den Binsen ihr Versteck, um auf die dummen Weißfische und auf die Gründlinge Jagd zu machen. Nun brachen auch noch zwei alte, schwere Enten mit großem Geschrei auf, flogen in die Luft und hätten den Schimmeln beinahe Angst gemacht.

„Verdommig,“ sagte Martin, „hätt ich nu ein Gewehr!“

Er hatte aber keines, er konnte nichts tun, als die Tiere, die sich wieder im Schilf niederließen, mit den Augen verfolgen.

Die Binsen und Schilfgräser waren hier noch nicht dick und auch nicht hoch, dazu lag zu viel Sand über dem Moor — sie waren dünn und spärlich aufgeschossen. Und gleich

darauf waten die Schimmel im klaren Wasser. Soweit Wagen und Pferde und Wellen den Spiegel nicht verdarben, sah der Grund weißgelb und eben und verklärt und frisch aus. Man sah jeden Stein; es waren aber nicht viel da, öfters sah man schon eine Süßwassermuschel im Sand. Dann und wann beugte sich Martin Uhrhammer nach der Mitte des Stuhles und visierte den Pferden über die Deichsel hin.

„Immer auf die Käte los, die den weißen Schornstein hat,“ wiederholte er, „dann kommen wir recht. Ich weiß das von Vater her. Sieh, Elsbe, da liegt sie. Wir sehen sie ganz hell. Wenn wir aber weiter kommen, dann sinkt sie hinter Schilf. Dann müssen wir uns aufs Gefühl verlassen.“

Elsbe plierte auch und fand, daß alles in Ordnung sei.

„Wer wohnt in der Käte?“ fragte sie. „Ist das die von Kassen Ohm?“

Es war die von Kassen Ohm Schröder und Stinemesch, aber Martin verspürte Lust, sein Mädchen zu necken, nannte das Haus Wischberg, ein Ohm von Dorten Pahl wohne dort, und wenn Elsbe mit ihm maule, fahre er Sonntags immer mit ihr hin.

„Junge, Junge!“ — drohte Elsbe und kitzelte Martin, daß er sich vor Lachen nicht bergen konnte.

„Dern, laß das!“ rief Martin, „die Schimmel werden bange, und dann verkaufen wir alle vier.“

„Mir ist's recht,“ sagte sie, „wenn Du mit Dorten Pahl gehst, denn man immer rin ins nasse Bergnügen!“

Es war eine Lust, durch den See zu fahren.

Das Wasser und das Land ringsumher und der Himmel darüber her, auch die beiden im Wagenstuhl waren nichts als Glaube und Liebe und Hoffnung.

Die Räder mahnten so treuherzig über Kies und Muscheln, und die Wassertropfen spangen so treuherzig funkelnd von den Pferdeläufen auf, der Wind wehte dem Mädchen so treuherzig ins Gesicht, und Elsbe Wulffen und Martin Uhrhammer sollten nicht lieb und nett und treuherzig sein? — Meistens hatte Martin die Zügel in beiden Händen, nun nahm er sie in die rechte allein, die linke suchte etwas unter dem Schutzleder und fand die warme Hand seines Mädchens.

Sie sagten nichts, sie schauten nur und freuten sich in das sprühende Freilicht der Landschaft hinein. Wie weit konnte man sehen! Näher, als sie wirklich waren, schienen die Binsen des anderen Ufers, sie ragten über das Wasser hinweg. Und über die Binsen bauten sich Föhlungen und Hügel auf, da zog sich ein unbekanntes Land in großen, blauen Zinten hin. Elsbe war alles unbekannt und neu, aber alles jauchzte ihr in stummem Einverständnis und in stummer Liebe zu, alles war oder schien emporgetragen, zuweilen war ihr, als hingen Wälder und Berge in hoher, vor Freude zitternder Luft.

Die Richtung, die sie inne hielten, leitete das Gefährt durch eine kleine, von grünem Gras überzogene Fläche. Martin führte die Kasse vorsichtig heran, ob der Grund auch fest sei. Er war es, und rüstig ging es durch das schwimmende Grasinseln. Auf einmal sprangen die Pferde beiseite, ein großer, unbekannter Vogel hatte sich lärmend und flügel Schlagend vor ihnen in die Luft gehoben. Aber Martin beruhigte die Schimmel durch Anziehen der Zügel, durch Erheben der Peitsche, vor allen Dingen aber durch seinen veröhnlichen, tröstend klangvoll in die Höhe gehenden und väterlich dumpf, niemals erfolglos verhallenden Ruf.

Und gleich nach der Grasinsel kam die erste Untiefe. Martin Uhrhammer war immer besonnen. Er redete den Pferden vernünftig zu, nannte sie bei Namen, lobte das Leitpferd und tadelte das Handpferd, aber in liebreichem Ton — da überwandten sie die Angst. Und es ging ganz gut, nur war Wasser in den Wagenkasten gestiegen und hatte die Sohle überflutet.

„Wir werden die Rückfahrt doch über Seefeld machen müssen, sonst wird mir die Grüke noch naß,“ bemerkte Martin.

Jetzt waren sie über die Mitte hinaus und sahen schon die Schraffierungen der Binsen am Ufer. Und immer zielte man über die Deichsel weg auf die schon halb durch den Schilfsaum verdeckte Käte los.

Die Pferde waren kürlich geworden, oder die Klarheit des Wassers lockte sie, sie bogen den Hals nach dem blanken Element.

„Brri!“

Martin Uhrhammer gab an Elise Wulffen die Zügel, stieg über das Wagenheck, ging zwischen den Pferden auf der Deichsel entlang und hatte die Trensen vom Bug. Das Gebiß wollte er nicht lösen, im Wasser läßt es sich schwer wieder antun. Die Pferde trinken dann auch nicht so hastig; das ist, dachte Martin, in jedem Betracht besser.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Begegnung.

Sie hatten sich beide auf einer Bank im Tiergarten gefunden. Bitte sich weder zu- noch abzuwenden — es ist keine Liebesgeschichte.

Denn es war Winter. Und im Winter hat jede Bank im Tiergarten die Etablierung von Liebesgesellschaften mit und ohne Gastpflicht längst eingestellt. Die Luftschicht — wahre und falsche — glänzt durch Abwesenheit, und aus der von heißen Liebesworten und -körpern angewärmten Genossenschaftsbank ist ein kaltes, trauriges, ödes und leeres und total verkrachtetes Unternehmen geworden, auf dem nicht das geringste mehr unternommen wird.

Außerdem handelt es sich nicht um „Er“ und „Sie“ — pardon: „Sie“ und „Er“ — sondern um . . . um . . . ja — um was?

Um zwei „Es“ — um zwei Geschöpfe nämlich, um einen Menschen und um einen Hund, und beide Geschöpfe waren durch Hunger und Kälte so erschöpft, daß sie nicht nur von Liebe nichts mehr wußten, nicht nur alles Geschlechtliche, sondern alles Menschliche ihnen fremd gemorden war — was besonders bei einem Hunde etwas heißen will.

Sie wollten nur der Kälte des Bodens und damit einem kleinen Teil der Kälte entgehen. Daher hatte auch der Mensch die Füße auf die Bank gezogen, und wie sie so zusammengekauert auf den Enden der Bank hockten, da konnte man sie in dem schweren Abendnebel kaum von einander unterscheiden.

Wer aber näher zugehört hätte, der würde ganz frappante Neulichkeit entdeckt haben. Diese in sich zusammengezogene Haltung, als wollten sie sich in sich selbst verkriechen, verkleinern, in nichts auflösen, verschwinden. Die eingezogenen Rachen und vornüberhängenden Köpfe schienen bei beiden noch die Radenschläge des Schicksals zu tragen, und die gekrankten Lumpen des Mannes gaben dem zottigen Fell des Hundes wenig nach.

Einä aber war ihnen beiden gleich: der Gesichtsausdruck.

Sie hatten nämlich beide keinen mehr. Es war alles Eindruck des Geschicks, das mit seinen wuchtigen Schlägen alles, was Ausdruck war, herausgehauen und zermalmt hatte, bis nun aus ihren Gesichtern öde und blöde das Nichts in das Nichts fierte.

War noch etwas in ihrem Innern? Ein kleines Restchen von Empfindung? Ein Fünkchen von Wärme?! Eine leise Rück Erinnerung an etwas Gütiges? Oder suchten sie nur instinktiv, sich gegenseitig ein wenig zu erwärmen?

Langsam und lautlos waren sie sich näher gekommen — näher und näher — bis sie schließlich auf der Mitte der Bank dicht beieinander hockten. Einen misstrauischen Blick, einen einzigen hatten sie nacheinander hingeworfen, um gleich darauf in die Beruhigung derer zurückzusinken, die da fühlen, daß sie nichts voneinander zu fürchten und nichts zu hoffen haben. Und dann waren sie ganz zusammengerückt und hatten lange so nebeneinander gehockt.

Endlich kam eine kleine Bewegung in den Hund. Er hatte langsam den Kopf zur Seite gedreht und zu seinem Leidensgefährten emporgehoben. Etwas ganz Negatives, etwas ganz Ratloses, etwas wie eine Frage, aber doch ein Etwas war in seine Augen getreten. Sie schienen etwas von dem anderen zu erwarten — irgend etwas — und zu sagen: „Du bist doch ein Mensch! — Also bist du doch fürchtbar klug! — Du, ein Mensch — du weißt doch Bescheid in all den sonderbaren Erscheinungen ringsherum? Ihr Menschen bewegt euch doch alle ganz sicher darin herum? Also . . . t u doch mal was! . . .“

Aber der Mensch war kein Mensch mehr und blieb starr und stumm.

Da trippelte der Hund wie verzweifelt einmal auf den Vorderpfoten hin und her, dann hob er langsam die linke und stieß zögernd und schüchtern den anderen leise an, als wollte er sagen:

„Du Mensch — red doch wenigstens mal einen Ton! —“

Der Mensch redete aber keinen Ton; und in seiner Enttäuschung stieß der Hund ein kurzes, winselndes Geheul aus. Und damit hatte er die Situation auch vollkommen und viel treffender gekennzeichnet, als es Worte gekonnt hätten.

Aber der Mensch rührte sich immer noch nicht; und das rührte den Hund bis in das erstarrte Herz hinein, so daß er sich sagte:

„Der arme Mensch, der kann ja einen Hund jammern! Hier muß etwas geschehen!“ —

Mühsam drehte er den müden Leib gegen seinen menschlichen Kameraden und versuchte, sich an ihm emporzurichten. Zweimal mußte er ansetzen, bis er den kraftlos zurückfallenden ausgemergelten Leib bis zur Schulter des anderen emporheben konnte.

Und dann fing der Hund an, leise und in langen, gartenzügen dem anderen die Wangen zu lecken.

Denn der Hund hat, wie das Weib, nichts zu geben, das er hat, sondern nur das, was er ist — sich selbst.

Da durchließ ein leises Bittern den hageren Leib des Menschen. Langsam hob er den Kopf und sah seinen Gefährten an, staunend, ungläubig und doch mit einem Glitzer von etwas Menschlichem in den totmüden Augen. Und der Hund sah ihn wieder an — beschwichtigend, begütigend, mit einer leisen Mahnung, einer überlegenen beruhigenden Aufmunterung, mit lindem Trost in seinem Blick.

Da schüttelte es den Menschen, sein ganzer Leib zuckte, und aus seinen toten Augen brach das Leben wieder hervor — nur in einer Träne — aber doch Leben! — Er schlang den Arm um den den alten zottigen Hund, drückte ihn an sich, zog ihn auf seinen Schoß, beugte sich über ihn und umschlang ihn mit seinen Armen, mit seinem ganzen Leibe.

Und so hockten sie beide in der Winternacht — allein, lautlos, bewegungslos — ein jedes erfüllt von dem einen Gefühl:

„Nun hab' ich doch wenigstens einen Menschen auf der Welt . . .“

G. Bach.

(Nachdruck verboten.)

Die Spiele der Kinder.

Mit derselben unfehlbaren Sicherheit, mit der die Frühlingssonne die ersten Blütenknospen an Baum und Strauch hervorlockt, erscheinen auch die Kinder, der langen, winterlichen Stubenhaft entfliehend, zu frohem Spiel im Freien. Nicht nur auf dem Lande, sondern auch in kleinen und großen Städten übt die spielende Jugend eine Art Wetterprophetie. Bei Sturm und Kälte kriechen sie auch ohne elterliches Nachtgebot gern in der schützenden Wohnung zusammen, aber wenn die Sonne scheint, strebt jedes gesunde Kind hinaus, um sich im Freien zu tummeln und die alten lieben Spiele wieder aufzunehmen.

Jede Jahreszeit hat ihre bestimmten Spiele, das ist eine ungeschriebene, aber doch seit Jahrhunderten gewahrte Ueberlieferung. Auch die meisten, anscheinend neuen Spiele, es sei nur an das Diabolspiel erinnert, folgen alten Ideen, die, ins Unendliche variiert, in moderner Ausstattung immer wieder auf neue auftauchen.

Ein Frühlingspiel der Knaben, das schon Handschriften aus dem dreizehnten Jahrhundert erwähnen, ist das Spiel mit Mürmeln, jenen kleinen, früher aus billigem Marmor gefertigten Kugeln, die unter mehr als einem Duzend Namen in unserem großen deutschen Vaterlande bekannt sind, so als Mürmel, Schusser, Glossen, Schnellkälchen, Steinert, Stenner, Annischer, Kläder, Bädert, Klitscher, Schüssel, Schartel, Ripper, Frankl, Moitschen usw. Sie wurden außer aus billigem Marmor schon frühzeitig aus Glas gefertigt; eine Anweisung zur Herstellung gläserner Mürmeln gibt eine Stuttgarter Handschrift aus dem 15. Jahrhundert; sie schließt mit den Worten: „Das sind die Kugeln, da die Schüler mit spielen, und sint gar wohlfeil.“ Glasmürmeln mit eingegossenen tönernen Tierfiguren, die durch den Reflex des ungefärbten Glases einen hübschen silbrigen Schimmer haben, bildeten, wie noch heute, den Stolz ihrer kleinen Besitzer, und der Verlust an den Spielpartner erregte großes Bedauern. Das Mürmelspiel ist nämlich nicht ausschließlich Geschicklichkeitsspiel, sondern z. T. auch Glücksspiel, bei dem aller Eifer darauf verwandt wird, sich gegenseitig die Mürmeln abzugewinnen. Aengstliche Pädagogen konnten das Spiel daher beanstanden (gerade so gut wie Karten- oder irgendein anderes Glücksspiel), so wenig wahrscheinlich es auch ist, daß seine Ausübung jemals eine schlimme Leidenschaft in einem Kindergemüt angefaßt hat. Tatsächlich sind uns Belege dafür erhalten, daß das Mürmelspiel von einer hohen Obrigkeit verboten wurde. So beschränkte ein Erlass des Nürnberger Rats aus dem Jahre 1503 das Spielen mit Mürmeln auf die Hallerwiese, mit dem besonderen Zusatz, daß es an Feiertagen erst nach dem Gottesdienst gestattet sei! Derselbe Erlass verbietet das Spielen mit Karten und Würfeln. Aus dieser Zusammenstellung geht die Bewertung des Mürmelspiels als Glücksspiel ziemlich klar hervor. In Zürich wurde 1580 das Kludern mit steinernen Kugeln am Ufer des Züricher Sees, in Bern 1560 vor dem Platz vor dem sogenannten Kirchhof verboten. — Hans v. Schweinichen, der lustige Hofmarschall Herzog Heinrichs XI. von Bearn, erzählt in seinen originellen Memoiren, daß er als Kind in Ställen und Scheunen nach frisch gelegten Eiern suchen mußte. Hatte er ein Schod zusammen, so bekam er von seiner Mutter 6 Heller, die er alsbald zum Ankauf von „Glossen und Schnellkälchen“ verwandte.

Heute deckt das auf dem südlichen Gipfel des Thüringer Waldes gelegene Dörfchen Lauscha einen großen Teil des Bedarfs an Mürmeln für die ganze Welt. Die kleinen Kugeln werden in Beuteln von je 1000 Stück versandt, und der Umsatz erreicht die stattliche Höhe von zirka einer halben Million Mark. Die Mürmeln werden nicht mehr aus dem minderwertigen Marmor,

sondern aus Kalkstein gefertigt, und zwar war es der Dichter Mümmel, dem gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zuerst die Herstellung von Steinmurmeln gelang.

Kinderpielzeuge beruhen vielfach auf denselben Gesetzen wie die Bewegung des Weltalls überhaupt. So ist das Kreiselreiben, eins der altwürdigsten Kinderspiele, auf der Anwendung der Zentrifugalkraft begründet, durch die auch die Planeten in ihrer Bahn erhalten werden. Der Kreisel oder Topf, wie er im Mittelhochdeutschen heißt, wurde ursprünglich aus Holz, bald auch aus Blech hergestellt. Der hölzerne Kreisel hatte und hat noch heute stets die Gestalt eines Kegels, in den meist Kreise eingekerbt sind. Bei den aus Blech gefertigten Kreiseln wechselte die Form. Es gab neben den kegelförmigen solche, die aus zwei Reifen mit je einer Mittelachse gebildet wurden oder der Kreisel bestand aus einer Blechflügel, die — auf einem Stäbchen befestigt — sich vorzüglich von der Peitsche des spielenden Kindes in rotierender Bewegung erhalten ließ. Diese letzte Kreiselform zeigt ein Stück von Daniel Chodowiecki, der sich im Nürnberger Germanischen Museum befindet.

Ein anderes, auf der Zentrifugalkraft beruhendes Spiel ist das Reiffschlagen. Ein, meistens hölzerner, Reifen wird vom mitlaufenden Spieler ins Rollen gebracht. Wie beim Radsfahren besteht die Kunst besonders darin, den Reifen in langsamer und doch sicherer Bewegung zu erhalten, geschieht umzulernen usw.

Eine andere, weniger geheimnisvolle, elementare Kraft, die sich die Kleinen früh nützlich zu machen lernten, ist der Wind. Im Frühjahr und im Herbst entfaltet er seine ungestüme Tätigkeit, und deshalb bringen die Kinder seit Jahrhunderten in diesen beiden Jahreszeiten allerlei Flugwerkzeuge zum Vorschein, die der Wind in Bewegung setzen soll. Die einfache papierene Windmühle, mit mit einer Nadel auf einem Stäbchen befestigt wird, blieb von jeher den allerjüngsten Jahrgängen der Kleinen reserviert, während die älteren sich mit der etwas schwierigeren Aufgabe beschäftigten, den Papierdrachen steigen zu lassen. Der Drache, ein entfernter Verwandter des Zeppelin II, vergnügte schon die Jugend des siebzehnten Jahrhunderts, wie ein Kupferstück von Konrad Meyer aus jener Zeit hübsch veranschaulicht. Wahrscheinlich geht sein Gebrauch noch weiter zurück, wenn uns auch ältere Belege dafür fehlen. Sein Name war von seiner Gestalt hergeleitet, die — nicht so einfach wie die heute übliche — einem aus Papier gefertigten Fabelwesen mit langem, gefiedertem Schwanz glich. Dieses papierene Luftschiff war auf ein Holzgerippe gefleht, und konnte so hoch in die Lüfte reisen, wie der an seinem Schwanz befestigte Faden erlaubte. Wunderhübsch ist die Luft der Kleinen Aeronauten in dem Herbstlied vom Drachen ausgedrückt:

„Gemäht sind die Felber, der Stoppelwind weht,
Hoch oben in Lüften mein Drachen nun steht!
Die Rippen von Holze, der Leib von Papier,
Zwei Ohren, ein Schwänzlein sind all seine Pier!
Und ich denk': So drauf liegen im sonnigen Strahl...
Ach, wer das doch könnte, nur ein einziges Mal!“

Im Reigen sorgloser Kinderfreuden hat das Ballspiel seit den Zeiten der Griechen und Römer einen bevorzugten Platz eingenommen. Den Gummiball, dessen Erfindung erst neueren Datums ist, ersetzte früher ein mit Berg, Häckel oder Stroh gefüllter und mit groben Leinen überzogener Ball. Mit dem Ballspiel ist gesunde Bewegung verknüpft, und durch seine mannigfaltige Variationsfähigkeit (ein Buch aus dem Jahre 1827 enthält 46 verschiedene Regeln für Ballspiele) gestaltete es sich stets zu einem sehr kurzweiligen Zeitvertreib. Die geschickte Handhabung der Bälle erfordert Kraft und Gewandtheit, und dadurch hat sich ihr Gebrauch auch bei der erwachsenen Jugend sehr beliebt gemacht. Wir erinnern nur an das Ballspiel mit Schlägern, das unter dem englischen Namen Lawn tennis heute bei uns vom breiten Lebensweg einer höheren Tochter so untrennbar geworden ist wie das Klavierspielen. Das Tennis, dessen Urbild ein nach klassischem Muster in Italien gespielter Handballspiel war, ist das Produkt einer jahrhundertelangen Entwicklung. In noch stärkerer Nähe wie bei uns, hat es sich bei der sportliebenden Jugend Englands Bürgerrecht erworben, von der es mit ebenso viel Eifer betrieben wird wie das Fußballspiel. Im Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts gehörte das Ballspiel, besonders mit Federbällen und Schlägern, zum Zeitvertreib der vornehmen Welt. Um auch bei ungünstiger Witterung dem anmutigen Spiel obliegen zu können, wurden Häuser gebaut, deren Räume dem Zweck des Ballspiels entsprechend angeordnet waren, und die „Ballhäuser“ genannt wurden. England hat heute mehr als dreißig solcher Bauten. Geschichtliche Bedeutung erwarb sich das „Ballhaus“ von Versailles beim Beginn der großen Revolution! Als am 20. Juni 1789 königliche Wachen den Zugang zu dem gewöhnlichen Tagungsort der Nationalversammlung verperrten, führte Bailly die Versammlung in das Ballhaus, das einzige Gebäude, dessen Räume die erforderliche Größe hatten, denn Versammlungsorte in unserem modernen Sinne gab es damals in Paris noch nicht. Im Ballhaus wurde von der Versammlung der berühmte Schwur geleistet, der den Anfang zur Einführung der Verfassung in Frankreich bildete.

Wie allerhand Spielgeräte entstanden, die sich dem Wanken der Elemente, der Art der Witterung anpaßten, so versiel man auch darauf, die Ungunst feuchten oder sumpfigen Bodens durch ein einfaches Holzgerät, die Stelze, zu überwinden. Die Stelzen,

mannshohe Stangen mit einem fest oder herstellbar angebrachten Fußtritt, wurden zuerst von den Einwohnern der Marschen und der im westlichen Frankreich gelegenen „Landes“ genannten öden Sandstreden konstruiert, um trodenen Fußes ihr Heimatland durchzuwandern zu können. In der Haidegegend von Arcachon im Departement der Gironde bedienen sich noch jetzt Schäfer und Schäferinnen der Stelzen, um ihre Herden zu überschauen und zusammenzuhalten. Früher war das Stelzenlaufen als sportliche Übung so beliebt, daß während des Karnevals in Namur Wettläufe auf Stelzen veranstaltet wurden. Die Jugend nahm die künstliche Gangart als lustige Abwechslung in ihre Spiele auf, auch in Gegenden, wo das Terrain keine Schwierigkeiten bietet, wie z. B. in den Städten. Neben der turnerischen Bravour, die das Wettlaufen mit zwei, das Wetthüpfen mit einer Stelze erfordert, hat die kindliche Freude, groß zu erscheinen, den Stelzen wohl ihre Beliebtheit verschafft. Für einen Knirps, der sich bei Vaters Anblick mit bangen Zweifeln fragt, ob er je so groß werden wird, ist es ein beseligendes Gefühl, durch solch eine künstliche Erhöhung plötzlich dem ersehnten Ziel wie mit einem Zauberschlag nahegerückt zu sein.

Wenn wir alles Material zu überschauen versuchen, das die Wissenschaft über Kinderspiele vergangener Zeiten zu Tage gefördert hat, fällt uns immer wieder auf, wie wenig sich der Charakter der Spielgeräte nicht nur durch Jahrhunderte, sondern durch Jahrtausende gewandelt hat. Unsere Kinderklappen, die die ersten Sinneswahrnehmungen des Säuglings wecken, wurden, ähnlich konstruiert, in prähistorischen Gräbern gefunden, und zwar waren es aus Ton geformte Äpfel und Birnen, in deren hohlen Körpern eine Kugel rasselte. Auch tönernen Puppen und Tiergestalten, besonders Pferdchen, sind bei Ausgrabungen zutage gefördert worden. Wie man dem kleinen Mädchen die Puppe gab, so gab man dem Knaben das Pferdchen. Als eine Vorübung in Kraft und List wurde das Soldatenspielen der männlichen Jugend seit Mykurg, des spartanischen Gesetzgebers, Zeiten von den Erwachsenen bereitwillig unterstützt. Armbrüste, Lanzen, Schilde, Harnische aus Holz bildeten die Ausrüstung. Zur größeren strategischen Betätigung gab es hölzerne, tönerner und bleierne Soldaten zu Fuß und zu Pferd. Die Letztgenannte Herrard von Landsberg, die im zwölften Jahrhundert lebte, hat uns Darstellungen solcher Spielsoldaten im Harnisch, zu Fuß und zu Pferd überliefert. In Nürnberg, der bedeutendsten Stätte der Spielzeugfabrikation, wurden im Jahre 1859 unter dem Straßensplaster Reiter, Pferdchen, Puppen, Widelfinder und Puppengeschirre aus weichem Ton gefunden, Spielzeug, das aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt und in solcher Ausführung von Nürnberg in die ganze Welt versandt wurde.

Die Kinder ärmerer Leute, denen das kostbare Nürnberger Spielzeug eine angehaunte, aber nicht erreichbare Herrlichkeit war, nahmen ihren Erfindungsgeist zur Hilfe, den Mangel auszugleichen, und gerade das einfache, selbstverfertigte Spielzeug fesselte und befeuerte die Phantasie der Kleinen. So erzählt der Schweizer Gelehrte Thomas Platter (1499—1582), der sich vom Ziegenhirten zum berühmten Arzt und Universitätslehrer emporarbeitete, in seiner Selbstbiographie, wie er und seine Hirtin beim Gaishüten „Mättli“ gebaut und sie bewässert hätten, „wie Kind thunt“. Und so sehr fesselte das Spiel der beiden ganze Aufmerksamkeit, daß sie garnicht bemerkten, wie sich ihre Ziegen in den Bergen zerstreuten.

Das Bauen im Sande war den Kindern immer eine Lust, für die sie lieber empfindliche Strafe ertrugen, als daß sie sie aufgaben. Vom Basler Ratsherrn Andreas Rhyff (geb. 1550) ist uns in der Beziehung eine naive Beichte erhalten. Er berichtet aus seinem sechsten Lebensjahr: „Dann wo ich ein Häufchen Sand oder Grund auf den Gassen gewußt, dabei hat man mich funden, daß ich diese Löcher gegraben und mit Steinen hohe Türren, Häuser und Mauern gebauen hab; bin mit Kalk und Lehm gern umgegangen. Ob gleichwohl die und oft ich darum geschlagen worden, hat es mir doch nicht erliden wollen, welches mir doch noch auf diesen Tag ge-liebet.“

Auch manches selbstgeschmiedete Kindenschifflein wurde auf einer Röhre, die das Weltmeer vorstellte, flottgemacht, und auf solchem stolzen Fahrzeug segelten die Knaben in ihrer lebhaften Phantasie weit hinaus in unbekante Fernen.

Was der Erfindungsgeist der Kinder in vergangenen Zeiten hübsches und Sinnreiches hervorgebracht hat, läßt sich nicht auf so beschränktem Raum erschöpfend erzählen, wie er hier zur Verfügung steht.

Zum Schluß sei noch eines Spieles gedacht, dessen Ursprung, wie Deliksch nachgewiesen hat, irt alten Babylon zu suchen ist. Es heißt bei uns „Himmel und Hölle“ und enthält die altbabylonische Zwölftteilung. Zu seiner Ausübung ist nur ein Stückchen Eberben erforderlich und etwas Kreide, mit der die Zahlen und Figuren auf die Steinquadern gemalt werden. Dies Spiel wird, seiner städtischen Abstammung getreu, nur von Stadtkindern gespielt.

Eise Kind.

Aus ägyptischen Papyri.

Einen Einblick in das Privatleben im alten Alexandrien zur Zeit des Kaisers Augustus gewähren etwa hundert Urkunden, die in die Papyrus-Sammlung der Berliner königlichen Museen aus den Grabungen in Abu Sir el mäläg gelangt sind. Auf dem

alten Friedhöfe dieses Dorfes fand man die Mumien in Särgen verschlossen, die aus mehreren übereinandergelagerten Papyrusblätter-schichten gefertigt waren, und beim Auflösen dieser Puppe kamen die Urkunden zum Vorschein. Der alte Fabrikant der Papyrusfärge hatte die Manufaktur, deren er für feine Gewerbe bedurft, augenscheinlich aus Alexandrien bezogen, und so blieben uns die Dokumente erhalten, die einen besonderen Wert dadurch besitzen, daß aus der ersten Weltstadt des Altertums solche unmittelbaren Zeugnisse bisher, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nicht entdeckt worden waren. Es sind, wie Schubart in den Amlicchen Berichten aus den königlichen Kunst-sammlungen ausführlich, meistens Verträge, einige Eingaben und wenige Briefe, die alle in die Zeit von 25 bis 4 v. Chr. gehören. Eine große Zahl von Personen zieht in diesen Urkunden an uns vorüber, und man kann sich danach ein Bild von der Bevölkerung Alexandriens, das damals wohl mehr als eine halbe Million Einwohner zählte, machen. Etwa ein Zehntel der gesamten Bevölkerung bildet die eigentliche Bürgerschaft, aus der sich wiederum die Patrizier aussondern; daneben hat sich ein Rest der einst mächtigen und vornehmen makedonischen Kolonie erhalten. Den größten Teil der Bevölkerung stellen Griechen ohne Bürgerrecht; dazu kommt eine beträchtliche jüdische Gemeinde und eine ebenfalls zahlreiche ägyptische Bevölkerung. Auch eine recht stattliche Römerkolonie hat sich gebildet, lauter Privatleute, die unter der Kaiserherrschaft hier einen günstigen Boden für ihre Geschäfte finden. Die Bürger, die Makedonen und die Römer scheinen im allgemeinen wohlhabende Leute zu sein: sie besitzen ihre Häuser im „Alexandrienerlande“ und im „Menelaoösgau“, ihre „Gartengräber“ auf der nach der östlichen Vorstadt Kanobos sich erstreckenden Landenge und verpachten sie als Gemüsegärten; sie treiben Papyruskultur „an der Ucht bei der sogenannten Tiese“. Ein Pachtertrag über 5000 Drachmen jährlich läßt auf einen Großbetrieb schließen, der jedenfalls in erster Linie der Erzeugung des Schreibmaterials galt. Merkwürdig modern wirkt es, wenn die Besitzer der „Papyrusflümpfe“ untereinander einen Verband schließen, um sich gegen eine Steigerung der Arbeitslöhne zu schützen! Von anderen werden Häuser in der Stadt vermietet; so erzielte eine Freigelassene für ihr Haus im „Delta“ monatlich 60 Drachmen. Von besonderer Wichtigkeit aber ist das Geldgeschäft: Neun verschiedene „Wechselbanken“ übernehmen die Vermittelung, und auch ein gewerbmäßiger Geldleiher erscheint in den Urkunden. Die Sklaven haben bald die Hausverwaltung zu besorgen, bald müssen sie das Flötenspiel lernen, um als Musikanten vermietet werden zu können. Die Sklavinnen werden gelegentlich auch als Ammen vermietet und erhalten dafür in der Regel monatlich zehn Drachmen; wenn das Kind während der Pflege stirbt, so müssen sie ein anderes liefern und ohne Entschädigung nähren, weil sie es als ein unsterbliches zu nähren übernommen haben.“ Die Eheverträge weisen viele eigentümliche Züge auf; mehrmals wird noch ein zweiter Vertrag vorgesehen, der in Zukunft vor den Priestern zu schließen ist und vielleicht ein gemeinsames Testament der Ehegatten darstellen soll. Unter den Eingaben beansprucht ein Gesuch des „Selenos, Juden aus Alexandrien“ an den Statthalter Turrantius besonderes Interesse; während er selbst nicht alexandrinischer Bürger ist, hebt er hervor, daß sein Vater „Alexandros“ gewesen sei und daß er selbst „nach Möglichkeit an der angemessenen Bildung teilgenommen“ habe. Nämlich häufig bezeugen kaiserliche Freigelassene, die ihre Ergebenheit gegen ihren Herrn in der „Synodos Sebaste“ dem Augustus-Vereine, betätigen; freilich scheint ein langer Brief zu beweisen, daß die Leute einander ausspionieren und daß es „im Garten der Terentia“, wohl einen Treffpunkt der Gesellschaft, nicht immer friedlich zugeht. Auch für die alexandrinischen Rechtsformen liefern die neuen Urkunden bedeutende Ergebnisse. Die Publikation der griechischen — Texte wird nach Möglichkeit gefördert werden.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Ueber Flegeljahre und Pubertätszeit als Ursache der Kriminalität Jugendlicher verbreitet sich Lehrer Kruppa von der Landesstrafanstalt Wauchen in der „Zeitschrift für Kinderforschung“. Die körperliche Entwicklung des aus unserer Volksschule Entlassenen, so führt er aus, kommt als Ursache seiner Straffälligkeit viel häufiger in Betracht, als man für gewöhnlich anzunehmen geneigt ist. Die überstehende Kraft in den Gliedern neigt zu allerhand Torheiten und Krafttätchen, und nur zu schnell ist die Grenze zwischen harmlosem Scherz und strafbarer Handlung überschritten. Je nach dem sittlichen Fonds des betreffenden Jünglings oder nach seiner geistigen Entwicklung, die beide als Hemmnungen des auf Abwege zielenden allzu starken Kräftegefühls und Tatendranges auftreten, entstehen strafbare Handlungen in dieser gefährlichen Zeit der Flegeljahre, die sich äußern in Laternen-auslöchen, Fensterreinerwerfen, Wauwau, Denkmäl- und Grab-schändung, räuberischer Erpressung gemeinschaftlichem Raub, ja sogar Raubmord. Kommt zu diesem gesteigerten Kräftegefühl während dieser körperlichen Entwicklungsperiode die Verführung durch Keltene oder das Lesen von Hintertreppenromanen (Buffalo Bill- und Rick Carter-Geschichten), so ist die Ursache zu den genannten

Straftaten gegeben. Unter 750 strafgefangenen Jugendlichen zählte Kruppa acht Fälle von Sachbeschädigung, einen Fall von Grabschändung, vier Fälle von verführter oder vollendeter räuberischer Erpressung, zwei Fälle gemeinschaftlichen und vier Fälle allein ausgeführten Straßenraubes, einmal Landfriedensbruch, ein Mordversuch und vier versuchte Raubmorde. Ein besonderes Charakteristikum der Flegeljahre sind Troy und Unbotmäßigkeit, verbunden mit Streben nach Selbstständigkeit. Widerstand gegen die Staatsgewalt, Beleidigung, Hausfriedensbruch und Vergehen gegen die Ordnung der Fortbildungsschule sind Delikte, die sich hieraus erklären. Das oft unglaubliche Verhalten gegen ältere Personen, besonders auch gegen die Eltern, gehört ebenfalls hierher. Weiter trägt die Renommiersucht, ein hervorragendes Merkmal der Flegeljahre, oft mit dazu bei, junge Burden ins Gefängnis zu bringen. Ein 17jähriger Realschüler stahl 70 M., um dafür seltene Briefmarken zu kaufen, mit denen er unter seinen Freunden prunkten wollte. Ein 18jähriger Handschuhmacher verübte einen Diebstahl, damit er eine ihm vom Präsident seiner farbentragenden (!) Verbindung zubilligte Strafe bezahlen konnte. Unterschlagung, Betrug und Diebstahl kommen auch häufig vor, weil es die jungen Leute den Erwachsenen nachzumachen wollen im Biertrinken, Rauchen und in der Vereinsmeierei. Ein besonders starkes Anreizmoment zu Straftaten ist schließlich noch die Wanderlust und der Drang zu Abenteuer: der mit der Postkassette durchgehende Kontorist, der gegen Rothhäute oder Türken zu Felde ziehen will, ist in der Tagespresse schon fast zu einer stereotypen Erscheinung geworden.

Naturwissenschaftliches.

Der Photograph auf dem Meeresgrund. Die photographischen Aufnahmen der vielgestaltigen und vielbelebten Welt unter dem Wasserspiegel sind in letzter Zeit außerordentlich vervollkommen worden. Nachdem bereits L. Audau durch einen Schirm die Lichtstrahlen ausgeschaltet hatte, die aus der Oberfläche des Wassers einen Spiegel machen und störend einwirken, ist jetzt ein amerikanischer Gelehrter, der Zoologieprofessor Jakob Reighard von der Universität Michigan, so weit gekommen, das Leben des Meeres nicht nur durch das Wasser hindurch, sondern im Wasser selbst zu photographieren. Ueber seine Methode der „Photographie von Seetieren in ihrer natürlichen Umgebung“ macht er in dem in Washington erscheinenden „Bulletin of the bureau of fisheries“ genau detaillierte Mitteilungen. Das Prinzip ist sehr einfach; es besteht darin, daß auf dem Meeresgrunde ein Apparat aufgestellt wird und der Photograph in Taucherausrüstung ebenfalls heruntersteigt. Unendlich schwierig aber ist die Ausführung, denn es muß jedes Einbringen von Wasser in den Apparat verhütet und jede Unruhe, jedes Aufstöhnen der Bogen vermieden werden. Auch die notwendigen Vorsichtsmaßregeln bei der Besichtigung erfordern eine sehr geschickte Ausführung aller dabei anzuwendenden Manipulationen. Reighard hat mit dieser, bis in alle Einzelheiten von ihm beschriebenen Methode, die allerdings große Uebung und hervorragende Sorgfalt erfordert, glänzende photographische Aufnahmen der Unterseewelt hergestellt, die für die Meeresforschung von großer Wichtigkeit sind und das anschaulichste Abbild vom Leben unter Wasser darbieten.

Verkehrswesen.

Wolkenkrieger und Untergrundbahn. Es ist selbstverständlich, daß der Bau von Untergrundbahnen mit dem Gewicht der Häuser rechnen muß, die den Boden belasten, durch den sie ihren Weg graben sollen. Die besten Erfahrungen mit den Schwierigkeiten dieser Frage lassen sich in den amerikanischen Großstädten sammeln, wo die Wolken- oder Himmelskrieger einen Rekord im Hausbau aufgestellt haben, den nachzuahmen oder gar zu übertreffen, die europäischen Städte bisher noch nicht den Ehrgeiz verspürt haben. Ueber das Gewicht solcher Riesenhäuser und die Rücksichten, die daraus für den Bau von Untergrundbahnen entstehen, hat der Ingenieur Purdy im Institut der amerikanischen Zivilingenieure einen beachtenswerten Vortrag gehalten. Er geht von den Verhältnissen aus, die bei dem Bau des großen Hauses für die „New York Times“ vorlagen. Dies Gebäude wurde auf einem Platz errichtet, unter dem die Untergrundbahn hindurchführt, und es entstand daraus die Aufgabe, einerseits das Gebäude, andererseits die Bahn vor gegenseitiger unglücklicher Beeinflussung zu schützen. Das Haus erhielt 23 Stockwerke und eine Höhe — vom Pflaster an gerechnet — von 320 Fuß oder fast 100 Metern. Ueber dem höchsten Stockwerk befindet sich noch ein Observatorium und eine Laterne, deren Dach noch 10 Meter höher aufragt. Andererseits reichen die Erdgeschosse noch rund 15 Meter unter das Niveau der Straße hinab. Das gesamte tote Gewicht des Gebäudes ist 1 1/2 Millionen Kilogramm. Damit die Züge der Untergrundbahn nicht das Fundament erschütterten und andererseits der Tunnel nicht durch das Gewicht des Gebäudes gefährdet wird, mußten beide vollständig unabhängig von einander gemacht werden. Es gelang, die Fundierung so herzustellen, daß zunächst nicht die geringste Erschütterung durch die fahrenden Züge verursacht wurde, jedoch stellten sich solche mit der Zeit mehr und mehr ein und es mußten Untersuchungen mit dem Erdbebenmesser angestellt werden, und schließlich wurde eine völlige Abstellung des bedenklichen Uebelstandes erzielt.